

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 36 (1942)
Heft: (2): Januar-Sendung

Artikel: Die Frage Gottes an unsere Zeit und unsere Antworten : Teil I
Autor: Trautvetter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-138068>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was auch geschehe, was auch für große Dinge warten — laß dich dadurch nicht zerreißen und aufreiben; nehme es wichtig, sehr wichtig — und tue gerade darum ruhig deine Arbeit, deine Pflicht!

Das, meine ich, seien die Regeln, die zu befolgen im Angesicht der kommenden Dinge für die meisten von uns besonders wichtig sind.

Am Schluß aber kehren wir zum Anfang zurück. Wir haben gezeigt, daß nur Gott allein uns Schutz und Schild sei gegen alle Furcht. Aber es ist nun wichtig, daß wir beim Gedanken an das kommende Geschehen des Jahres überhaupt *Gott* sein Recht geben. Ich meine dies so: Wir dürfen, wenn wir uns ausmalen, wie sich die Ereignisse des kommenden Jahres gestalten mögen, nicht bloß die rein weltlichen, dem Verstandeskalkül zugänglichen Faktoren vor Augen haben, sondern bedenken, daß *Gott* da ist. *Er* ist der Herr. Vor dem Lichte dieser Gewißheit fliehen alle Gespenster der Nacht, welche die Furcht schafft. *Er* waltet auf alle Fälle auch über dem Jahre 1942. *Er* allein. Das bedeutet, daß alle Welt- und Höllengewalten, die es in Beschlag nehmen wollen, doch schließlich nichtig sind vor ihm. Sie scheinen bloß groß und wuchtig, sind aber im Grunde klein und ohnmächtig. *Er* regiert. Ein Wink von ihm genügt, sie zu stürzen. Darum kann auch alles anders kommen, als wir denken. Es waltet auch über dem Jahre 1942 kein Fatum, sondern Gottes Hand und Gottes Rat-schluß. *Er* wird sich nicht verleugnen, wenn wir auf ihn trauen. *Er* hat sich noch nie verleugnet. Und *er* liebt die Ueberraschung. *Er* ist der Herr, *Ihm* gehen wir entgegen. *Ihm* gehört das Jahr 1942.

Leonhard Ragaz.

Die Frage Gottes an unsere Zeit und unsere Antworten.¹⁾

I. Teil.

„Die Frage Gottes an unsere Zeit“ — wer sich anheischig macht, von etwas Derartigem zu reden, der wird dem Vorwurf der Anmaßung nicht entgehen, scheint er doch in die Nähe derer zu treten, die ihre Rede mit der Wendung „spricht der Herr“ einzuleiten pflegten. Gottes lebendiges Wort unmittelbar zu vernehmen und in menschliche Rede zu kleiden, das ist nach der geltenden kirchlich-frommen Auffassung eine Sache, die nur in der biblischen Vorzeit Ereignis wurde. Dadurch ist aber eine unübersteigbare Kluft aufgerissen zwischen dem vergangenen Phänomen des Prophetentums und dem, was heute in bezug auf diese Dinge vorhanden ist. Den biblischen Propheten wird eine völlig einsame, mit nichts Späterem vergleichbare Größe zugespro-

¹⁾ Nach einem Vortrag an der Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege“, am 19. Oktober 1941.

chen. Ueber ihrer absoluten Einzigartigkeit und Einmaligkeit wird eiferfüchtig gewacht. Aus schwerem theologischen Gestein werden ihnen Denkmäler errichtet; durch das eiserne Gehege des Kanons werden sie von allem außerbiblischen Leben abgetrennt.

Was anderes bedeutet das aber, als daß das Prophetentum seine schriftgelehrte und theologische Erledigung gefunden hat? — Erledigung in dem allzu gründlichen Sinn, den man diesem Wort etwa beizulegen pflegt. Man überschüttet die Propheten mit Ehren, um sie — darunter zu begraben. Vielleicht nicht klar bewußt, aber immerhin mit sicherem Instinkt, geht man auf dieses Ziel los. Kanonisierte Propheten kann man ertragen, aber die leidenschaftliche Art, mit der man gleichzeitig die Möglichkeit gegenwärtigen Prophetentums verneint, stammt nicht aus der reinen Erforschung des Wesens der Prophetie, aus theologischem Durchdenken des Begriffs „Wort Gottes“, sondern — sagen wir es ganz offen und rückhaltlos — aus dem uralten, von der Bibel so bezeichneten, prophetenmörderischen Willen, der der Welt und noch mehr der „Religion“ eigen ist. Die organisierte Religion, die Kirche, sofern sie ein aus Frömmigkeit und Machtwillen gemischtes Gebilde ist, hat vor allem den einen entschlossenen Willen, das „Wort Gottes“ in seiner Gewalt und Kontrolle zu haben; mit diesem Willen aber ist die Anerkennung eines freien Prophetentums unvereinbar. Die „Schrift-Proppheten“ hat man in den Händen, ihre Interpretation können die Schriftgelehrten handhaben, darum besteht kein Grund, sie aus der Bibel hinauszuerwerfen, so gefährlich es erscheinen mag, dieses Dynamit zu magazinieren. Aber man traut sich zu, das Eindringen eines zündenden Funkens verhindern zu können. In dieser Fertigkeit haben sie es tatsächlich erstaunlich weit gebracht. Sie können es sich sogar leisten, das Dynamit ganz offen zur Schau zu stellen; sie machen sogar kleine Experimente damit, indem sie etwa die revolutionäre Sprache der Propheten zu Gehör bringen, kleine Laboratoriumsexplosionen entzünden, die ganz ungefährlich sind, solange nur der Zutritt freier Luft, der Luft des Lebens, sorgfältig verhindert wird.

Aber nun ist es offenkundig, daß damit die biblischen Propheten um ihre lebendige Wirkung gebracht werden. Wenn für unsere Zeit die Möglichkeit des Prophetischen verneint wird, dann ruhen auch die biblischen Propheten ewig in ihren Gräbern unter ihren pompösen theologischen Denkmälern. Denn — sagen wir es ganz offen! — Propheten können nur von Propheten interpretiert werden, niemals von Schriftgelehrten; auch das ästhetisch-historische Einfühlungsvermögen wird ihnen gegenüber versagen. Wenn die Rechts-Leidenschaft des Amos nicht unsere Rechts-Leidenschaft ist, dann ist Amos für uns tot. Aber unsere Rechts-Leidenschaft kann nur am Heute entzündet werden. Wenn das geschieht, wird ihre Sprache aber ursprünglich sein. Sie wird gerade *nicht* die Redeweise der alten Propheten nachahmen, sondern die moderne Sprache sprechen und in die Fragen *unserer* Zeit

eingreifen, und dieses ihr Reden überhaupt nicht als Prophetentum oder „Wort-Verkündigung“ bezeichnen, weil sie sachlich eingestellt ist, — wie ja ein Amos selber auch den Prophetentitel schroff abgelehnt hat. Dennoch wird diese sachliche Rechts-Leidenschaft einem Jesaja und einem Amos nahe sein. Es kommt gar nicht darauf an, daß Bibel verkündigt wird, sondern daß Bibel geschieht. Wir sagen das, obschon uns dabei die Ohren läuten über das Geschrei derer, die uns der lächerlichsten Anmaßung bezichtigen. „Habt ihr denn jegliches Gefühl der Distanz verloren?“ rufen sie uns zu. „Habt ihr keinen Sinn mehr für die Erhabenheit der biblischen Gestalten und für eure eigene Durchschnittlichkeit, für die klassische Größe der Apostel und Propheten und für das ganz und gar Unklassische des modernen Wesens?“ Wir antworten darauf: Ihr habt uns lange genug den Zugang zu der biblischen Welt verschlossen, indem ihr die biblischen Gestalten in eine unzugängliche Höhe hinaufgehoben habt. Wir glauben, weder der Ehrfurcht unfähig noch der Selbsterkenntnis verlustig zu sein. Wir geben darum auch jeden graduellen Unterschied bereitwillig zu, indem wir sagen, daß das Prophetische in unserer Zeit nur tropfenweise vorhanden sei, während es in der Bibel sich in Strömen ergießt. Wir haben auch nichts dagegen, daß auf die besonderen und einzigartigen Formen, in denen das Gotteswort zu den biblischen Propheten gekommen ist, hingewiesen wird: auf Gesichte und Einraunungen. Aber schließlich scheint uns das Entscheidende das zu sein, daß die Sprache Gottes irgendwie zu den Menschen kommt, und nicht welcher Mittel sie sich bedient, um sie zu erreichen. In bezug auf dieses Entscheidende sind wir entschlossen, alle Grenzen zwischen Propheten und Nicht-Propheten grundsätzlich zu verwischen, — und wir glauben, damit nicht einmal unbiblisch zu sein. Auf alle Fälle hat eine andere Zeit, und zwar gerade die, welche von kirchlich-offizieller Seite als *die* klassische Gotteszeit nach der biblischen Epoche proklamiert wird — die Reformationszeit —, die Aufhebung jener Grenzen ebenfalls vorgenommen. Zwingli hat jedem einfachen Prediger das Prophetenamt zugemutet. Und das Geheimnis des starken Verhältnisses, das die Reformationszeit zur Bibel hatte, liegt eben darin, daß damals die Grenzen zwischen Bibel und aktuellem Leben aufgehoben waren. Man lebte Bibel. Es waren schöpferische und ursprüngliche Kräfte aufgebrochen, und zwar aus *unmittelbaren* Quellen, und nicht aus dem Studium der geschriebenen Bibel! Allerdings wurde dann das Verhältnis zur geschriebenen Bibel ein sehr starkes und lebendiges, es war ein großes Erkennen der Verwandtschaft: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Gebein von meinem Gebein. Aber dieses Verhältnis der neuen zu der alten Bibelzeit hatte das Gepräge der Freiheit, das ja zu allem Ursprünglichen und Urwüchsigen gehört. Es gab keine Buchstaben- und Bibelklaverei. Daß das unfreie schriftgelehrte Wesen dann doch wieder hereinbrach, ist die traurige Tatsache, die man kennt. Man bekam

Angst vor dem eigenen ursprünglichen Mut. Man wagte es nicht mehr, sich einfach auf Gott und sein Gewissen zu berufen, und fing statt dessen an, sich auf die Schrift zu stützen. Man verschüttete die prophetische Quelle wieder. Das Elend der Schriftgelehrsamkeit deckte das Leben von neuem zu, und die typischen Merkmale, welche die Herrschaft toter Prinzipien begleiten, stellten sich wieder ein: das Verketzern, Verfolgen und Verbrennen. Aber die ursprünglichen, die prophetischen Quellen sprangen immer wieder auf. Wenn der kirchliche und schriftgelehrte Schutt zu hoch darübergeschüttet war, dann bahnten sie sich andere Wege und brachen außerhalb der Kirche ans Tageslicht hervor.

Nicht um Anmaßung handelt es sich, wenn wir nach dem Unmittelbaren fragen. Auch werden wir keinen Augenblick vergessen, daß das Prophetische, wo es in Kraft und Größe hervorbrach, für seine Träger vor allem eine furchtbare Last, ein verzehrendes Feuer bedeutete, so daß nur ein Ahnungsloser eigenmächtig und hochmütig nach etwas Derartigem greifen kann. Es geht uns ja überhaupt nicht um die Möglichkeiten und Leistungen des Menschen, wenn wir uns für die Möglichkeit des Prophetischen in unserer Zeit wehren, sondern darum handelt es sich, daß Gott nicht vorgeschrieben wird, wann und wo er zu den Menschen reden darf, das heißt: es geht um die Souveränität und die Lebendigkeit Gottes, gegen die schriftgelehrte und theologische Bevormundung. Für die Menschen wird immer das Entscheidende sein, ob sie offen und bereit zum Hören sind. Wenn wir dazu überhaupt etwas tun können, dann kann es nur etwas sehr Demütiges sein. Man kann es Hinwendung zum Leben nennen, ein wirkliches Erleben und Erleiden der menschlichen Situation. Um irgendeinen religiösen Besitz, einen geistlichen Reichtum handelt es sich gerade nicht, geschweige denn um „höheres Wissen“, „prophetische Erleuchtung“ oder gar um eine Technik des mystischen Verkehrs mit Gott. Eher um ein Bewußtsein der Armut und der Leere, eher um Hunger als um Sättigkeit, eher um ein Fragen-müssen als um ein Antworten-können, eher um etwas Kindliches als um eine stolze Erkenntnis, eher um ein fassungsloses Staunen als um überlegene Erfahrung. Um die kindliche Fähigkeit, sich zu entsetzen und erschüttert zu sein, um die negative Möglichkeit, gewisse Dinge *nicht* zu verstehen, schlechterdings *keine* Erklärung dafür zu haben, in absolute Verlegenheit und innere Not zu geraten, zu hungern und zu dürsten nach Gerechtigkeit, etwas in sich aufschreiben zu lassen und diesen Aufschrei nicht mit einer klugen oder frommen Antwort beschwichtigen zu können: um Unruhe und Sehnsucht handelt es sich, das heißt um diejenigen Stimmungen, die dieses fragwürdige Leben für uns notwendig begleiten müssen, und die es nur dann nicht begleiten, wenn wir aufhören zu leben, indem wir das Unmittelbare des Lebens ersetzt haben durch irgendein Klugsein oder ein Frommsein.

Wenn wir uns aber wahrhaftig dem Leben zuwenden, dann werden wir Gott begegnen.

Es ist uns durchaus bewußt, daß wir mit diesem Satz die große Grenze überschritten haben. Und es ist nicht anders zu erwarten, als daß uns ein Halt zugerufen wird. Und zwar kommt dieser Ruf gleichzeitig von zwei Seiten, die einander scheinbar entgegengesetzt sind, von der Seite der „Ungläubigen“ und von der der „Gläubigen“. Für das Gedankensystem der „Ungläubigen“ existiert jene Realität ja gar nicht, die „Gläubigen“ aber sind der Meinung, daß die Begegnung mit Gott nur in ihrem Gedankensystem erfolgen könne. Beide Gruppen haben das Gemeinsame, daß sie ihren Gedankensystemen verhaftet und darum dem Leben nicht unmittelbar, nicht kindlich zugewendet sind.

Es ist aber nicht überflüssig, den Inhalt dieser beiden etwas vieldeutigen und zerfließenden Begriffe „Unmittelbarkeit“ und „Leben“ genauer zu bestimmen.

Unmittelbarkeit ist nicht zu verwechseln mit ungebrochener Naturhaftigkeit. Denn es handelt sich ja um *die* Unmittelbarkeit, die dem *menschlichen*, nicht dem tierischen Leben entspricht. Beim Menschen aber ist die Unmittelbarkeit gerade *nicht* Ungebrochenheit. Es handelt sich hier um die elementarste Einsicht in das Wesen des Menschen, der menschlichen Situation. Der Vorzug des Menschen gegenüber dem Tier hat ein merkwürdig negatives Vorzeichen. Der Mensch ist im Vergleich zum Tier ein zwiespältiges und gebrochenes Wesen. Sein Leben ist begleitet und überschattet von einem Gefühl des Ungenügens, des Verirrtseins, der Unzulänglichkeit, des Versagens, der Schuld, ja des Gerichtet- und Verlorenseins. Es ist das Bewußtsein der Endlichkeit, im qualitativen Sinn dieses Wortes, das Bewußtsein der Unfertigkeit und schuldhaften Begrenztheit. Es gibt im Menschen einen tiefen, verborgenen, das heißt oft zugedeckten, aber auch immer wieder zutage tretenden Punkt, wo seine Selbstbejahung durchaus erschüttert ist, wo er ein drohendes Nein gegen sich aufstehen fühlt.

Sehr seltsam sieht der Vorzug des Menschen gegenüber dem Tier aus; er ist ein Nachteil, — aber ein Nachteil mit einem positiven Vorzeichen, liegt doch darin nichts Geringeres als die Ahnung wahrhaftigen Lebens, die erste Erfahrung des Unendlichen, das erste Erkennen Gottes. Denn ohne ein Ahnen des Unendlichen und Vollkommenen gäbe es kein Bewußtsein der Endlichkeit und Unvollkommenheit. So ereignet sich also hier, in dieser Gebrochenheit, echte, reale Begegnung mit Gott; ja, es ist die grundlegende Begegnung, die Urbegegnung.

Erst da, wo die Begegnung des Endlichen mit dem Unendlichen stattfindet, beginnt der Mensch im eigentlichen Sinne des Wortes zu *leben*. Hier, wo das Leben von einem Fragen, von Hunger und Sehnsucht und Kampf, von einem Bewußtsein der Armut und des Suchenmüßens begleitet ist, hier, wo der Mensch die Grenze seines Wesens erlebt, weil er das Unendliche, das Vollkommene innegeworden ist,

hier erst beginnt er das Leben eines Menschen zu leben. Ohne dieses das Leben begleitende Bewußtsein der Endlichkeit — das aber nur möglich ist durch die Ahnung der Unendlichkeit —, ohne dieses Bewußtsein von einem Stehen an der Grenze zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen (Bewußtsein der „Grenzsituation“, dieser von Paul Tillich geprägte Ausdruck drängt sich auf) lebt der Mensch noch nicht als Mensch, sondern so wie die andern Geschöpfe, deren Leben eigentlich eher als ein Gelebt-*werden* bezeichnet werden muß. Denn nur das Wesen, das einen Standpunkt jenseits seiner selbst kennt, kennt sich selbst; nur ein Wesen, das seiner Grenze bewußt ist, ist seiner selbst wirklich bewußt, nur in *seinem* Leben ist ein Handeln, während das Leben der andern Geschöpfe doch eigentlich nur ein Leiden (im Sinne von Passivität, nicht von Passion), ein Hin-und-her-getrieben-werden, ein Gelebt-werden ist.

Es liegt uns zwar nichts daran, zur Ehre des Menschen eine absolute Grenze zwischen ihm und der übrigen Kreatur aufzuzeigen, können wir doch die geheime Sehnsucht, die auch hier das Leben begleitet, nicht verkennen und das Seufzen der Kreatur (Römer 8) und ihren unartikulierten Schrei nicht überhören, aber dem Menschen ist es gegeben — er ist mit dieser Bürde begnadigt, diese Gnade ist ihm aufgebürdet —, mit seiner Sehnsucht aus der bloßen dumpfen Empfindung in die helle Bewußtheit zu treten, seine Not nicht mehr bloß unartikuliert hinauszuschreien, sondern ihr einen Namen zu geben.

Aber nun gibt es keine dringlichere Erkenntnis als die, daß für den Menschen jene Unmittelbarkeit, jenes Erleben der tatsächlichen menschlichen Lebenssituation auf der Grenze zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen, *nicht* selbstverständlich ist, daß er sie immer wieder verliert, und zwar deshalb, weil er sie verlieren *will*, weil er sie nicht erträgt und darum vor ihr flieht. Nichts sucht der Mensch so leidenschaftlich wie Sicherheit, Befreiung von Unruhe, von Spannung und Kampf. Jede solche Sicherheit aber bedeutet Verlust der Unmittelbarkeit und Lebensnähe. Diese Entspannung, dieser Friede kann nur mit der Flucht vor dem Leben erkaufte werden. Immer sind die Ungesicherten der Wahrheit des Lebens am nächsten, die Armen, die Leidenden, die durch das Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit und Schuld Gebeugten, denn in der Unsicherheit, Bedrohtheit, im Gerichtetsein bricht die Wahrheit unseres Lebens auf. Der Mensch aber sucht unentwegt Sicherheit, Satttheit, Stolz, — und er wird die raffiniertesten Schleichwege einschlagen, um zu seinem Ziel zu gelangen, er wird schließlich es sogar fertigbringen, aus dem „Gerichtetsein“, aus der geistlichen Armut, aus der Demut eine selbstgerecht-fromme Haltung oder ein stolzes und fattes theologisches System zu machen. Hier sind die verhängnisvollsten Selbsttäufungen geschehen. Daß materielle Gesichertheit eine Gefahr für die Seele bedeutet, hat man theoretisch begriffen und allgemein anerkannt, aber viel weniger erkannt und durchschaut ist die

Gefahr jener raffinierten geistigen und geistlichen Sicherungen, obwohl diese Gefahr weit größer ist. Die materiellen Sicherungen sind insofern immer noch harmloser, als sie nie jenen Grad von Abolutheit und Unerfchütterlichkeit erreichen, den die geistigen Sicherungsgebilde zu erreichen vermögen. Derjenige, der sich gegen das Leben hinter Bastionen von Gold und Macht verschanzt hat, wird es doch nicht verhindern können, daß ihn zu Zeiten Ahnungen von Bedrohtheit beschleichen und sein Herz umklammern, aber an den, der seinen Sitz in den Burgen der Religion und der Theologie aufgeschlagen hat, wird die Erschütterung kaum mehr herankommen. Der reiche Oberzöllner wird schließlich einmal auf den Baum klettern und nach dem wahrhaftigen Leben Ausschau halten, niemals aber wird sich der Hohepriester eine derartige Notwendigkeit eingestehen. Ist das nur ein willkürlich herausgegriffenes und in eine willkürliche Beleuchtung gesetztes biblisches Beispiel? Nein, es ist die Wahrheit, um welche an den entscheidenden Stellen der Bibel der entscheidende Kampf geht, der Kampf zwischen Prophet und Priester, zwischen Christus und den Theologen, zwischen Reich Gottes und Religion. Dieser Gegensatz ist in der Bibel mit einer derart unerhörten Schärfe gesehen, daß heute auch unser radikalstes Reden im Vergleich dazu matt, schwächlich und epigonenhaft wirken muß. Und doch müssen wir diese vergessene Sache immer wieder zu sagen versuchen.

Es handelt sich um den alten, ewigen Anstoß, den uns die Bibel mit ihrer Stellung zu Religion und Theologie bereitet. Unser heutiges Kirchentum und Christentum will diesen Anstoß nicht ertragen. Es ist nicht imstande, der Bibel auf diesen kühnen Wegen zu folgen. Es handelt sich um die Tatsache, daß in der Bibel Gott ohne Religion, außerhalb der Religion und, wenn es sein muß, gegen die Religion in die Welt hineindrängt. Das ist eine Sache, die den Theologen immer wieder den Atem benimmt, so daß sie nicht anders können, als diesem Anstoß auszuweichen oder ihn zu mildern. Aber es wäre weit heilsamer, ihm standzuhalten. Nichts anderes ist damit gemeint, als daß wir zur Unmittelbarkeit des Lebens gerufen werden sollen. Wer eine Religion hat, ist ein Besitzender, er ist der unmittelbaren Not und Endlichkeit seines Lebens enthoben, er ist geistlich reich und satt. Wohl ist seine Lebenssituation die gleiche wie die jedes andern Menschen, aber sie ist ihm verhüllt. Er gehört zu den „Gefunden“, die des Arztes nicht bedürfen, das heißt nicht zu bedürfen meinen, weil sie keine Ahnung von ihrer Krankheit haben.

Wie aber — noch einmal sei der Einwand erhoben —, wenn die Religion eine wahrhaft christliche Religion und die Theologie eine wahrhaft christliche Theologie wird und als solche weit davon entfernt ist, die wahre menschliche Lebenssituation zuzudecken, wenn sie dieselbe im Gegenteil schonungslos enthüllt, wenn das Elend des Menschen, seine Sünde, geradezu ihr zentrales Thema ist? Ist dann nicht

gerade sie es, die zu der Wahrheit und Unmittelbarkeit seines Lebens führt? Kann eine Religion oder eine Theologie des Kreuzes je etwas anderes sein als schonungslose Bloßlegung des menschlichen Elendes? Wir bestreiten nicht, daß es derartige Religion und Theologie gibt, welche eine solche Enthüllung der Wahrheit vollzieht in eindrucksvollsten Symbolen, in aufgerichteten Kruzifixen, in gewaltigen Miserere-Chören, in imponierender Denkarbeit theologischer Systeme, in eindringlicher Verkündigung. Aber auf diese Frage: „Was dann, wenn die Religion christlich, die Theologie gut ist?“ können wir kaum etwas anderes antworten als: um so schlimmer. Denn was heißt das anderes, als daß sich die tote Hand auf das Heilige und Lebendige gelegt hat. Das harmlos zu finden und ihm irgendwelche guten Seiten abzugewinnen, scheint uns unmöglich. Wir schließen ja die Möglichkeit nicht aus, daß Christus auch innerhalb der Religion lebendig, richtend, rettend, heilend, kämpfend, erlösend hervortritt; er mag dann nur zusehen, wie lange es geht, bis man ihm die Türe weist. Denn auch die christliche Religion kann als Religion ohne ihn auskommen, sogar eine machtvolle und großartige Existenz haben. Noch weit unheimlicher aber ist ihre Fähigkeit, das Lebendige zu verwandeln. Es kann geschehen, daß der Mensch, der sich seiner Lage bewußt geworden ist, erschrocken zu ihr flieht, und siehe da, die Religion verwandelt seine Bedrohtheit in Sicherheit, sein Sündenbewußtsein in Selbstgerechtigkeit, seine Gebrochenheit in hochaufgerichteten Stolz, seinen Hunger in Sättigkeit. Sie leitet ihn an, seine geistliche Armut als Besitz zur Schau zu tragen und seine demütigen Bekenntnisse zu seinem Selbstruhm zu verwenden, die Schmach wird zur Ehre, das Kreuz zur Macht.

Was sollen wir dazu sagen? Handelt es sich um eine Tragik, die aller Verkirchlichung der göttlichen Wahrheit anhaftet? Es gibt solche, die diese Tragik für unausweichlich halten. So sagt zum Beispiel Karl Barth: „Wer verhindert dieses Aergernis, diesen Mißerfolg des Evangeliums? Niemand! Wir können zur Ehre Gottes die tollsten Sprünge machen und schließlich auf den Händen gehen (1. Kor. 13, 1 f), und es würde auch das kirchlich und nicht-existential verstanden werden. Wer lehrt uns, unkirchlich und existenziell von Gott reden? Niemand! Gott allein.“ Es scheint uns, daß man sich gerade in den Kreisen der Barth'schen Theologie viel zu rasch und viel zu gewandt über diese Sache beruhigt hat — trotzdem Barth selbst die Gefahr deutlich sieht und sich verzweifelt wehrt „gegen die gefährliche Stabilität des eigenen Wortes“. Aber es ist ihm wohl selbst — gerade heute, wo er sich auf eine ganz andere, nicht-theologische Haltung, auf einen prophetischen Kampf eingelassen hat — nicht mehr verborgen, wie entspannend, beruhigend, einschläfernd das bloß theologische Wissen um die „Spannung“, die „Unruhe“, das „Gericht“ auf die Kirche gewirkt hat, und wie schwer es nun hält, diese vertheologisierte Gemeinde wieder zu lebendigen Entscheidungen aufzurufen. Es muß mit der Frage

nach dem existenziellen Reden doch etwas auf sich haben. Wenn man in den vergangenen Jahrzehnten die Entwicklung des kirchlichen Redens und die gleichzeitige Entwicklung des Lebens außerhalb der Kirchentore verfolgt hat, dann braucht man die Illustration für den Begriff des nicht-existenziellen Redens nicht mehr weit zu suchen. Während das Leben immer mehr den Dämonen verfiel, in Grauen versank, sich dem Katarakt näherte, wurde in der Kirche ein hochgemutes, selbstsichereres Reden gepflegt, das alles andere verspüren ließ als Bewußtsein der eigenen Not oder auch nur einer leisen Verlegenheit. Mit welchem Selbstbewußtsein bestieg man wieder die Kanzeln, einem Selbstbewußtsein, das sich wohl nicht auf die eigene Person bezog, aber auf die Sicherheit des Wahrheitsbesitzes. Wie direkt, wie unverlegen, wie gern und oft redete man von dem, was sich weniger als irgend etwas anderes für das Reden und die begriffliche Aneignung eignet, vom Geheimnis des Kreuzes — und geriet dabei durchaus nicht in Konflikt mit der Welt, die Christus in immer neuen Formen kreuzigte, schien diese Dinge überhaupt nicht zu sehen, empfand den Hinweis darauf als eine sehr unerwünschte Ablenkung von der „centralen kirchlichen und theologischen Aufgabe“, wies diese Ablenkung unwirsch und selbstbewußt ab, schaute mit unverholener Geringschätzung auf Leute, die sich mit solch „peripherischen“ Dingen wie Politik und dergleichen befaßten, — und merkte nicht, daß gerade dort ein entscheidendes Ringen zwischen Christus und den Mächten der Finsternis angehoben hatte. Man wurde nicht müde, die Aufgabe der Verkündigung des „Wortes“ zu preisen, und schwieg zu allem, was zum Himmel schrie. Das Bezeichnendste aber bei all dem ist, daß diese Haltung nicht primär aus der menschlichen Unvollkommenheit und Schwachheit, etwa aus Menschenfurcht zu erklären ist, und darum durchaus nicht von einem schlechten Gewissen begleitet war, sondern daß sie sich aus einer Theologie ergab.

Das heißt, wir stehen vor der Tatsache, daß sich aus einer richtigen Theologie eine falsche Haltung ergibt, aus einer Theologie, die sehr wohl weiß und sehr eindrucksvoll davon zu reden versteht, daß der Mensch ein Hungernder, ein Armer, ein gerichteter Sünder ist, entsteht eine satte, selbstzufriedene und gesicherte Haltung. Das Existenzielle hat sich in das Theologische verwandelt und ist dabei zum Gegenteil geworden. Was existenziell Armut ist, ist theologisch Reichtum. Not und Gericht sind nur in der Unmittelbarkeit des Lebens real, durch die Reflexion werden sie aufgehoben, in geistlichen Besitz und Hochmut verwandelt. Denn alles „Wissen bläht auf“, das religiös-theologische Wissen insbesondere. Man verstehe wohl: es handelt sich hier in keiner Weise um moralische Vorwürfe, die an Personen gerichtet wären. Das Verhältnis liegt in der Sache. Keiner, weder ich noch ein anderer, kann sich dieser Tragik der Theologie und Religion entziehen, — solange wir innerhalb ihres Kreises bleiben.

Darum aber erhebt sich mit letzter Dringlichkeit die Frage, ob

wir nicht versuchen müssen — vielleicht tatsächlich durch einen „tollen Sprung“ —, aus diesem verhängnisvollen Kreis hinauszukommen, indem wir Gott außerhalb der Religion, in der Unmittelbarkeit des Lebens suchen.

An diesem entscheidenden Punkt kann nur *ein* Wort gesagt werden, ein Wort, das kein Menschenwort ist: Christus. Auch dieses Wort ist durch die Religion um sein Leben gebracht. Aber wenn es überhaupt irgendwo gelingen kann, das Lebendige der tödlichen Umklammerung der Religion zu entwinden, dann muß es hier gelingen. Denn gerade das ist Christus: Gott, der sich dem Todesbann der Religion entwunden hat. In ihm *ist* es geschehen, nicht wir brauchen es zu vollbringen. *Fleischwerdung Gottes*, mit diesem Wort wird das Geheimnis Christi bezeichnet; mit größerer Kraft und Aboluthheit könnte es nicht ausgesprochen werden. Die Symbole der Weihnachtsbotschaft sind völlig eindeutig. Gott kommt unter gänzlicher Ignorierung der Religion. Die Welt hat es von jetzt an zu begreifen, daß Gott nicht wohnt „in Tempeln, von Menschenhänden gemacht“, daß er nie mehr in solchen wohnen wird. Die Religion ist umgangen, beiseite geschoben. Ihre Räder mögen weiterlaufen, aber Gott ist nicht mehr dabei, er ist in die Welt eingetreten, in die Wirklichkeit eingegangen. Die Symbole der Weihnacht sind Symbole wirklichster Wirklichkeit. Die feierliche Irrealität der Tempel, Dome und Kapellen ist vertauscht mit einem völlig unfeierlichen, dafür aber um so lebensnaheren und realeren Ort, dem Stall. Von Armut und Bedrohtheit ist das Kommen Gottes überschattet, damit nicht die Sicherungen und Illusionen des Besitzes und der Macht die Unmittelbarkeit und Wahrheit des Lebens beeinträchtigen. In dieser Realität will Gott wohnen; hier will er seine Herrschaft aufrichten. Neben das Wort Fleischwerdung tritt das andere: *Reich Gottes*. In ihm steigt die Hoffnung der Erlösung über der ganzen Wirklichkeit auf. Die realen Dinge werden im Gottesglanz zu leuchten beginnen, das wirkliche Leben wird der Lobpreis Gottes sein, das Leben selbst wird zum Sakrament werden, indem es das Gepräge der göttlichen Art annimmt, das Gepräge der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe. Die Hoffnungen der Armen, Hungernden und Bedrängten werden erfüllt.

Fleischwerdung aber — das ist wohl zu verstehen — hat einen doppelten Sinn: sie ist leuchtende Offenbarung und zugleich völlige Verhüllung Gottes. Während er sich der Realität enthüllt, verbirgt er sich für die Religion. Wenn Gott Fleisch wird, dann können ihn die unmittelbar Lebendigen erkennen, die Religion aber wird ihn nicht finden, ihn verkennen. Davon redet die Bibel leuchtende Worte: Matthäus 12, 25—28:

„Zu jener Zeit begann Jesus und sprach (frohlockend und erfüllt vom Heiligen Geist, fügt Lukas hinzu): ‚Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du dies vor Weisen und Verständigen

verborgen und es Unmündigen geoffenbart haft. Ja, Vater, denn so ist es wohlgefällig gewesen vor dir. Alles ist mir von meinem Vater übergeben worden, und niemand erkennt den Sohn, als nur der Vater, und niemand erkennt den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch Ruhe geben.“

Den Unmündigen, Mühseligen und Beladenen, das heißt den in der Unmittelbarkeit Lebenden und darum der Not ihrer Endlichkeit Bewußten offenbart sich der Sohn und mit ihm der Vater. Für sie enthüllt sich das Inkognito, ihr Dürsten leitet sie zu dem lebendigen Wasser. Wo die Gerechtigkeit aufquillt, da fallen sie nieder und trinken, sie fragen nicht mehr nach heiligen Namen und Lehren, nach heiligen Orten und feierlichen Gebräuchen, sondern nur nach dem Lebendigen, dem Erlösenden, nach der *Realität* des Christus, nach dem *lebendigen* Gott, nach der Wirklichkeit seines Reiches. Ihrem Suchen und Anklopfen ist die Verheißung gegeben, denn wie ihre reale Not sich nach ihm drängt, so drängt er sich nach ihrer Not, in die er eingehen will, weil er Fleisch geworden ist und immer wieder Fleisch werden will.

Aber das Fleischwerden bedeutet zugleich das Eingehen in die Verborgenheit, in das völlige Inkognito. Für die Weisen und Klugen, für die, welche eine selbstsichere Religion, eine fertige Theologie haben, ist er völlig unkenntlich und unauffindbar geworden. Denn er ist in die Namenlosigkeit des Lebens eingegangen. Er hat sich für immer dem Zugriff der Theologie entzogen, denn er will fortan nur noch Fleisch sein, Realität, nie mehr Lehre und Zeremonie und Sakrament. Wo realer Hunger, Unmittelbarkeit des Lebens ist, da wird er keine Niedrigkeit, keine Profanität scheuen; allem unrealen, lebensfernen Wesen aber wird er sich entziehen. Nicht in der dünnen Atmosphäre der Geistigkeiten will er sein Sein haben, sondern in der harten und notvollen Wirklichkeit des Lebens. Darum aber hört gegenüber Christus alle Sicherheit des Besitzes auf.

Wir möchten hier noch zur Behebung von möglichen Mißverständnissen einige grundsätzliche Bemerkungen einfügen. Wir haben im Vorangegangenen die Begriffe Religion und Theologie in einem ungewohnt negativen Sinne gebraucht. Wenn wir das von uns aus getan haben, dann kann man uns die Legitimation dazu absprechen und uns der Anmaßung bezichtigen — wir erheben diesen Einwand selbst gegen uns —, man kann uns vorwerfen, daß unser ganzes Tun darauf hinauslaufe, den Theologien unsere eigene Theologie entgegenzusetzen, vielleicht gegen die große Gedankenarbeit anderer eine nur improvisierte Theologie. Dazu möchten wir zwei Dinge sagen: Erstens, daß der Angriff nicht *unser* Angriff sein sollte — das ist das entscheidend Wichtige —, und zweitens, daß wir das negative Urteil gegenüber jeder Theologie sofort sistieren, sobald dieselbe mit dem radikalen

Sinn der Wahrheit von der Fleischwerdung Gottes ernst macht; denn das würde bedeuten, daß sie sich als Theologie im angefochtenen Sinn dieses Wortes selber aufgehoben hat. Jede Selbstsicherheit wäre dann von ihr abgefallen, aus dem Besitzen wäre ein Suchen geworden, die Antworten würden zu Fragen werden, die Abgeschlossenheit des Urteils zu einem unbedingten Offensein, aus dem religiösen Besitz würde Glauben, Glauben als unbedingte Bereitschaft, Christus unter den immer wechselnden, immer überraschenden Verhüllungen seines Inkognitos zu erkennen.

Es ergäbe sich daraus von selbst, daß eine solche von der Theologie geneffene „Theologie“ eine Doppelaufgabe bekäme: sie hätte in der *Vergangenheit* nach Christus zu fragen, und es ist selbstverständlich, daß die Bibel im Mittelpunkt ihrer Arbeit stünde, in ihr, vom ersten bis zum letzten Blatt hätte sie Christus zu suchen, nicht ein Dogma von ihm, aber den lebendigen Christus. — Aber — das muß nun stark gesagt werden! — diese Arbeit an der Vergangenheit, an der Bibel wäre nur die Hälfte der ganzen Aufgabe, eine Hälfte, die nicht für sich selber leben kann, sondern der absoluten Unfruchtbarkeit, ja dem Tode verfallen würde, wenn sie nicht durch stärkste und lebendigste Bande verbunden würde mit der andern Hälfte der Aufgabe: der forschenden Durchdringung des Lebens in der *Gegenwart*, der Erkenntnis des Menschen in seiner konkreten innern und äußern Situation, der Erkenntnis der geschichtlichen Lage. Diese Zuwendung zur aktuellen Wirklichkeit des Lebens müßte getragen sein von dem heiligen Bewußtsein, daß wir hier — nicht weniger als vor der aufgeschlagenen Bibel! — vor der Möglichkeit stehen, Christus zu begegnen. Dieses Bewußtsein müßte uns dem Leben gegenüber demütig machen, auch der letzte Rest von theologischem Hochmut gegenüber den Dingen des Lebens — auch gegenüber den massivsten, wie Politik und Wirtschaft zum Beispiel — müßte ausgefegt werden. Es wäre eine gläubige, für das Ewige aufgeschlossene Haltung, die wir gerade der Realität gegenüber einnehmen würden. Wenn auch nur noch eine Spur von geistlicher Herablassung den Theologen erfüllt, wo er sich dem Weltgeschehen zuwendet, ist er in Gefahr, an dem ins Leben eingegangenen Gott Christus vorüberzugehen, denn durch die Fleischwerdung und durch das Herbeikommen des Reiches hat Gott diese Welt als seine Welt erklärt.

Mögen die neuen Theologen — wenn es solche geben könnte — ihre Arbeit an den beiden Hälften ihrer Aufgabe einteilen wie sie wollen (soweit es sich um Denk- und Forschungsarbeit handelt ist selbstverständlich jede Arbeitsteilung möglich), aber eines ist sicher und sollte nie wieder außer acht gelassen werden: keiner wird Gott und Christus in der Bibel finden, der nicht mit tiefster innerer Beteiligung im Leben steht als Ungesicherter unter Ungesicherten, als Hungernder unter Hungernden. Der Christus, den der Lebensferne in der Bibel so sicher

gefunden zu haben vermeint, wird ein toter Christus sein, auch wenn ihm der Mensch selbst noch soviel von seinem eigenen Gefühls- und Gedankenleben einhaucht, und die Gefahr, daß der gleiche Mensch an dem lebendigen Christus vorübergeht, ja sich an ihm vergreift, wird furchtbar nahe sein. Daß Christus durch fromme, kirchliche, moralisch anständige, tüchtige, brave und darum sichere Menschen, daß er durch große Bibelkenner und Bibelausleger, durch Schriftgelehrte, Theologen, Priester, Pfarrer gekreuzigt wird, das ist eine Sache, welche die Welt schärfer als die Kirche selber sieht.

Darum stellen wir uns noch einmal vor den großen Anstoß der Fleischwerdung, damit auch unsere letzte Sicherheit erschüttert werde, damit wir den Entscheidungen in Furcht und Zittern gegenüberzutreten beginnen. Wir stellen uns an den Ort, wo der Anstoß des Inkognitos des ins Leben eingegangenen Gottes seine größte Schärfe erreicht hat, vor das Kreuz, das heißt dahin, wo Gott nicht nur übersehen und verkannt, sondern auch gehaßt, verhöhnt, gemartert und getötet wird. Das Aergernis seiner Niedrigkeit hat damit die letzte Zuspitzung erreicht. „Er ist der Verachtetste und Unwerteste, so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbirgt.“ Aber wiederum verstehen wir das nur, wenn wir die Grenzen der Bibel überschreiten und im Hinblick auf das Kreuz nun für immer wissen, daß wir die Spuren Gottes auch gerade dort suchen müssen, wo einer bekämpft, verhöhnt, angespien, geschlagen und getötet wird. Das ist das dunkle Geheimnis des Kreuzes. Aus dem Kreuz ein herrliches religiöses Symbol machen, heißt sein Geheimnis aufheben. In der Religion hört das Kreuz auf, Anstoß zu sein, das ihm anhaftende Grauen wird durch einen Nimbus ersetzt, die Dornenkrone wird mit einer Gloriele vertauscht. Religion, ohne Lebensnähe, ist immer wieder Beseitigung des Aergernisses, sie verwandelt das „Kreuzige“ in ein „Hosianna“, aber nicht realerweise, sondern nur religionsmäßig. Ein schönes, feierliches Spiel wird gespielt, ein Weihnachtsspiel und Karfreitagsspiel, — aber während wir dieses feierliche Spiel spielen, ringt Gott in der grausamen Tiefe des Lebens, wo er nicht angebetet, sondern verachtet, verhöhnt und gekreuzigt wird.

Diese Wahrheit leuchtet in der Bibel in größter Klarheit auf, denn sie ist ja so wenig ein Religionsbuch, daß man es immer wieder nicht fassen kann, daß es doch so gut gelungen ist, sie ums Leben zu bringen. Das Leben Jesu in der Bibel, liegend zwischen den beiden eindeutigen Symbolen der Armut und des schmachtvollen Gehäßtseins, zwischen Krippe und Kreuz, spielt sich ab in den Tiefen, unter den Armen, den Geächteten, den religiös und moralisch Anrühigen. Das ist oft gesagt worden, das sagt auch die Religion immer wieder. Worauf es aber ankäme, wäre das, diese Dinge so zu sagen, daß sie ihre Anstößigkeit nicht verlieren, daß sie nicht sentimental und gefällig werden. Es gibt eine Stelle in den Evangelien, die uns fast unausweichlich in die Situation „der Gleichzeitigkeit“ — wie Kierkegaard es genannt hat — hinein-

reißt, eine Stelle, wo direkt von diesem Entscheidenden geredet wird, das uns beschäftigt, von der realen Begegnung des heutigen Menschen mit Christus. Wo und wie kann diese Begegnung erfolgen, diese höchste Sehnsucht aller Frommen und aller Mystiker in Erfüllung gehen? Welche erhabenen Formen wird sie haben? Werden wir verzückt sein bis in den siebenten Himmel? Wird Er unter Posaunenschall zu uns herniederfahren auf den Wolken des Himmels? — „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich getränkt; ich bin krank und gefangen und ein Fremdling gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ Die Jahrtausende sind weggeschoben; wir sind gleichzeitig mit ihm. Aber auch aller Religionsflitter ist weggeschoben, alle Glorioten, aller Nimbus, alle sichernden Dogmen und Lehren. Er steht da in unserem Leben. Die Begegnung mit ihm ist kein religiöses, sondern ein menschliches Erlebnis. Wenn wir Gott begegnen wollen, müssen wir nicht hinaufsteigen in die höchsten Höhen, sondern hinunter in die Tiefen des Lebens.

Paul Trautvetter.

Ein religiös-soziales Dokument.

(Die Resolution der Malvern-Konferenz.¹⁾)

Wir, die wir die Glieder der Kirche von England sind und uns zu einer Konferenz in Malvern vom 7.—10. Januar 1941 zusammengefunden haben, sind, nachdem wir um die Führung durch den Heiligen Geist baten und ihn suchten, und nachdem wir unsere ernsteste Beobachtung und gründlichste Untersuchung der vorliegenden Krisis der Zivilisation geschenkt haben, zu folgenden, einstimmig angenommenen Vorschlägen gekommen:

1. Dieser Krieg darf nicht als ein Uebel für sich genommen werden, unberührt von der allgemeinen Lage der westlichen Zivilisation, wie sie während der vergangenen Periode in Erscheinung trat. Sondern er ist als ein Zeichen der weithin verbreiteten Krankheit und Unordnung anzusehen, welche die Folge von Erkenntnis- und Ueberzeugungsverlust ist über die Wirklichkeit und die Wesensart Gottes, wie auch über die tatsächliche Natur und Bestimmung des Menschen.

2. Da die Kirche nicht eine Vereinigung von Menschen ist, die aus eigenem Willensentschluß sich zusammengefunden haben, sondern eine Schöpfung Gottes in Jesus Christus, durch welche, als ihren Leib,

¹⁾ Es handelt sich um die Erklärung von zweihundert Vertretern der englischen Kirchen, die vor einiger Zeit in Malvern zu einer Konferenz versammelt waren.
D. Red.